

Die gute Mutter

Autor(en): **Hebel, Joh. Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 21

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

noch mit der Bahn erreichen kann, der wird trotzdem ein erhöhtes Lebensgefühl empfinden, wenn er droben mit weiser Überlegenheit die weite Landschaft wie das Gebiet des zurückgelegten Lebens überblicken kann. Er wird sich dann vielleicht erinnern, daß „jung sein“ etwas Schönes ist, daß aber das Alter eine wunderbare Köstlichkeit besitzt, wenn es nicht von Sorgen und Armut umdrängt wird. Dies zu verhindern, sollte die höchste Aufgabe der Menschheit sein. Niemals dürfte es mehr vorkommen, daß innerlich reich gewordene

Menschen durch das Alter äußerlich ärmer werden. Das Vorrecht des jungen Menschen ist es, Entbehrungen zu ertragen, bedrängende Hindernisse zu überwinden, aber dem Altgewordenen sollte es vorbehalten bleiben, keine äußeren Bedrängnisse mehr zu kennen. Für viele würde dann die Angst vor dem Alter verschwinden. Darum helfet einander, damit es sich für alle erwahre: „Jung sein“ ist herrlich, aber „alt werden“ ist höchste Gnade.

Josef Wiß-Stäheli.

Die gute Mutter.

Von Joh. Peter Hebel.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein,“ sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen,“ und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannistor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüter sind, die Teilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Finde ich ihn in Kolmar nicht, so gehe ich nach Straßburg, finde ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nacher Mainz.“ Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde,“ sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsäßer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen partientweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskutierten miteinander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, daß sie so nahe bei

den Herren steht. Was gilt's, der wo mit ihr redet, ist ihr Mann.“ Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahndung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu tun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch so möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen,“ und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General.“ Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General,“ und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein,“ und „ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer.“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: „Er ist mein Sohn, den ich suche;“ und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude

und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft Eure Bagage abladen ab dem Postwagen und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse und Euch hinausführe zu Eurem Herrn Sohn in das Lager.“ Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte, „das ist sie“, da küßten und umarmten sie sich und die Mutterliebe und die Kindesliebe und die

Hoheit und die Demut schwammen ineinander und gossen sich in Tränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Thringen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirt zurückkam, sagte er, das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, daß er nicht zusehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah; und der Hausfreund sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will.“

Holländische Suite.

Von Georges Duhamel. (Deutsch von Arnold Burgauer.)

1.

Das Beste Europas, jenes reiche Schwemmland, das die raubenden Flüsse dem fettesten Boden entrissen, die fruchtbaren Säfte der hochgelegenen Täler, den Schlamm, den tausend Bächlein beutefroh zu Tale trugen und westwärts spülten, bis zwischen die Ufersteige der großen Städte, unter triumphtorartige Brücken: dieser reiche Raub ist die seltsame Heimat und der Stolz des Holländers.

Aus den Sandbänken, die die großen Flüsse unaufhaltsam verdrängten und meerwärts stießen, die das Meer aufnahm, verschlang, zermürbte und unter grimmigem Toben wieder ausspie, haben die Holländer ihre Wälle und Zitadellen erbaut.

Alles hatten sie auf diese eine Karte gesetzt. Das seiner Natur nach Unbeständige, Bewegliche, Vergängliche haben sie treu, fest und dauernd gemacht. Mit bewundernswerter Geduld haben sie die Sandkörner zusammengeschweißt und auf diesem kläglichem Grund ihr Reich errichtet. Sie haben der Flucht des Flugsandes Einhalt getan. Sie haben sich, um gegen Wind und Wasser anzukämpfen, mit dem Helmgras verbündet, dessen zahllose weit hinabreichende Wurzeln alle Staubkörner zusammenschließen, wie ein gemeinsamer Glaube Millionen Seelen verbinden mag. Sie haben die Düne zurückgehalten, gebändigt, ernährt, bezaubert. Noch sind Jahrhunderte nötig, sie in wirkliches, fruchtbares Erdreich zu verwandeln.

Aber eines Tages wird das unförmige Archipel Festland sein. Der Sand, für gutes Gold herbeigeschafft, wird den Abraum zusammen halten. Wie ein junger Wald aus dem tausendjährigen Humus bricht, werden auf dem Schutt und Unrat tausend geschäftige Vorstädte erstehen.

*

Ich habe einmal ein Steinkohlenbergwerk besucht, das im Herzen meines Landes liegt und unablässig von Einbrüchen und schlagenden Wetterern bedroht wird. Mehr als ein Jahrhundert verharrte es in diesem gefährlichen Gleichgewicht. Wenn die Pumpen stehen blieben, wenn die saugenden Motoren einschließen, wenn die flinken Arbeiter innehielten und die verbündeten Mächte auch nur für die Dauer eines Tages die Umgürtung lösten, müßte die Grube zusammenfallen. Der Glaube an ein unerbittliches Gebot bringt menschliche Gegensätze zum Schweigen. Eine solidarische Übereinkunft aller — der Herren wie der Knechte — verteidigt die Mine Stunde um Stunde gegen Boden und Schwere, gegen die unterirdischen Wasser und das tückische Gas.

*

Holland ist ein solches Werk aus Menschenhand.

Seine Mühlen müssen unaufhörlich kreisen, damit das Wasser aufsteigt in die großen Kanäle, damit seine wachsamen Schleusen die Flut des Ozeans und der Flüsse dämmen, damit sein Heer von Ingenieuren Herr bleibt über alle Fugen und Gelenke der großen Maschine, damit seine Arbei-